

Praxisgründung

Auf dem Weg zur Kassenpraxis

Dr. Johanna Thünker studierte Psychologie an den Universitäten Münster und Düsseldorf und promovierte zum Thema „Behandlung von Alpträumen“. Seit 2013 ist sie approbierte Psychologische Psychotherapeutin für Verhaltenstherapie, seit 2014 Gruppenpsychotherapeutin, seit 2015 auch Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeutin. Im Dezember 2015 gründete sie ihre Praxis für Psychotherapie. Alexandra Miether sprach mit ihr über Studium, Ausbildung und Praxisgründung. Das vollständige Interview ist Teil des Buchs „Traumberuf Psychologie“, das im Deutschen Psychologen Verlag erscheint.

Sie haben zunächst im Erstattungsverfahren gearbeitet. Wie kamen Sie zu Ihrem Praxissitz?

Das war eher Zufall: Auf einer Veranstaltung vom Berufsverband erhielt ich Informationen zum qualitativen und quantitativen Sonderbedarf – und zum Unterschied zwischen beiden. Und dazu, dass das Ruhrgebiet wegen extrem langer Wartezeiten eine Sondersituation hat. Ich wurde ermuntert, einen entsprechenden Antrag zu stellen.

Auch von der Kassenärztlichen Vereinigung (KV) erhielt ich zunächst positives Feedback: „Ja klar, wenn die Wartezeiten wirklich zu lang sind, probieren Sie das!“ Ich habe einen Riesenberg Papier ausgefüllt. Ich habe die Klinik hier vor Ort angeschrieben, die mir schriftlich bestätigte, dass es sehr schwierig sei, Patienten weiterzuvermitteln. Ich hatte eine Liste mit über 50 Kollegen im Umkreis von 25 km und deren Wartezeiten. Weil ich dachte, in Bottrop ist Türkisch immer gut, habe ich Türkisch gelernt. Ich habe sogar versucht, die Krankenkassen mit ins Boot zu holen, denn die beschwerten sich auch über die langen Wartezeiten; sie haben aber nicht mitgezogen.

Viel Arbeit...

Ja, ich habe diesen Riesenschwulst Papier eingereicht – voller Enthusiasmus und ohne Anwalt. Lange passierte gar nichts. Dann nach ein paar Monaten erhielt ich ein Gutachten: Der Antrag sei nicht nachvollziehbar. Im Stadtgebiet Bottrop gebe es Psychotherapeuten, die noch Kapazitäten hätten.

Daraufhin habe ich jeden angerufen – und dabei unterschiedlich gute Erfahrungen mit der Unterstützung der Kollegen gemacht. Viele haben das Projekt aber unterstützt, haben gesagt: Wir haben Wartelisten, die platzen, und Sie könnten 30, 40, 50 Patienten übernehmen. Lange Rede, kurzer Sinn: Ich habe eine Gegendarstellung geschrieben.

Mit welchem Ergebnis?

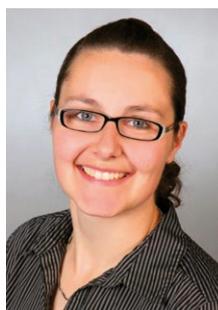
Es gab eine Sitzung des Berufungsausschusses. Mittlerweile hatte ich einen Anwalt, der den Schriftverkehr geregelt hat. In der Sitzung saßen vier Kollegen, ärztliche und psychologische Psychotherapeuten, und zwei Patientenvertreter, einen Vorsitzenden gab es und dann vier Vertreter der Krankenkassen. Ich habe ein flammendes Plädoyer für die bessere Versorgung der Patienten gehalten. Ich hatte die Zahlen und Fakten nochmals zusammengetragen und auch ein Fallbeispiel einer Patientin. Diese litt unter einer schweren Depression und Sozialphobie, hatte eine Hörminderung sowie eine Skoliose, die zu einer Gehbehinderung führte. Und die Krankenkasse wollte diese Frau allen Ernstes von Bottrop nach Recklinghausen schicken, was mit öffentlichen Verkehrsmitteln anderthalb Stunden Fahrt bedeutet.

Das Ergebnis der Sitzung war, dass man mich ermächtigt hat. Ich war ziemlich frustriert, da ich einen Kassensitz haben wollte.

Verständlich.

Im Nachhinein habe ich verstanden, dass die Psychotherapeuten bei der Verhandlung schon wussten, dass ein Kassensitz im ersten Durchgang nicht durchkommt – und sie wollten, dass ich zumindest arbeiten kann. Ich hatte also die Möglichkeit – die Verhandlung war im September 2015 –, im Verlauf des restlichen Jahres eine Praxis zu gründen. Jedoch mit zeitlicher Befristung.

Weil ich Planungssicherheit wollte, bin ich ziemlich schnell in Widerspruch gegangen – und habe mich auf ein langes Verfahren eingestellt. Der nächste Termin im Berufungsausschuss war im Juni 2016. Und bereits im Mai kam der Brief mit dem Vergleich von der KV. Letztendlich gilt wohl auch in diesem Fall: Wer quengelt, kriegt recht. Ich habe jetzt eine Grundlage, um kassentherapeutisch zu arbeiten und das tue ich. Gerade fahre ich meinen Sitz auf 35 Stunden pro Woche hoch.



Was ist für Sie schwierig an Ihrem Beruf?

In einer Versorgungslandschaft zu arbeiten, in der es einen riesigen Bedarf gibt, und in der man immer wieder Hilfesuchende abweisen muss.

Dr. Johanna Thünker, Bottrop